



Deutscher Patriotismus und sein Wert

Von Werner J. Patzelt

Patriotismus kommt vom lateinischen Wort ‚*patria*‘. Es bezeichnet das Vaterland, die Heimat. Dort wächst man auf, schlägt Wurzeln, fühlt sich zugehörig. Und wer eine solche ‚*patria*‘ besitzt, der möchte dort meist auch ein gutes Gemeinwesen bestehen sehen. Nicht selten will man selbst zu dessen Gedeihen beitragen. Genau das meint Patriotismus. Die Frage, ob es ihn *brauche*, stellt sich in gewisser Weise gar nicht: Es gibt ihn einfach.

I. Das Thema und sein Hintergrunddiskurs

Doch bei unserem Thema geht es um den auf die *Nation* bezogenen Patriotismus: Soll man zu seiner Nation ein freundschaftliches inneres Verhältnis nicht nur haben, sondern auch pflegen und zeigen? Auf viele Deutsche wirkt bereits diese Denkfigur befremdlich: Gehört man seiner Nation nicht einfach an, selbst *gegen* seinen Willen – und darum ohne Anlass, das auch noch für gut zu finden? Sicher ist eine Nation *auch* ein Abstammungsverband. Trotzdem kann eine Nation auch *mehr* sein: nämlich eine kulturelle Gemeinschaft, der man nicht nur durch Geburt, sondern auch kraft eigenen Wunsches angehören kann, aus deren Traditionen man für sich selbst Gutes zu gewinnen vermag und auf deren einende Grundwerte man sich darum einlässt – bis hin zum politischen Eintreten für sie.

Doch selbst die Vorstellung von einer *so* gearteten Nation ändert nichts an der Verstörung vieler Deutscher, sobald die Rede auf *nationalen* Patriotismus kommt. Der Debatte um ihn liegt nämlich eine Hintergrundannahme zugrunde, die zwar meist unausgesprochen bleibt, von deren *trotzdem unterstellter* Vernünftigkeit aber die ganze Plausibilität der Diskussion abhängt. Die sie tragende Vermutung geht dahin, dass in Deutschland, und eigentlich nur oder vor allem in Deutschland, Patriotismus etwas potentiell Gefährliches sei, sozusagen ein wildes Tier, das man besser schlafen lasse. Im Grunde gäbe man diesem wilden Tier mit ‚Patriotismus‘ auch den falschen Namen: Um Nationalismus gehe es im Grunde, der – vom Schläfe aufgewacht – sich hierzulande recht unwiderstehlich zunächst in Chauvinismus verwandele und dann in Rassismus. Diesbezüglich gebrannte Kinder wie die Deutschen sollten nun aber das Feuer scheuen – und darum denn doch, anders als andere Nationen, sich ernsthaft die Frage stellen, ob es ohne Patriotismus nicht auch gehen könne. Der Hintergrunddiskurs kreist also um die Frage, ob die Deutschen ihre Nation nicht besser loswerden sollten, um anschließend, gewissermaßen wie vor dem Sündenfall von Bismarcks Reichseinigung, einesteils wieder Bayern und Sachsen, Pfälzer oder Hanseaten zu sein – und

andernteils, auf der nächsten wichtigen politischen Integrationsstufe, eben Europäer. Dergestalt streiften die Deutschen im sich einigenden Europa ihre unglückliche Nation und schlimme Nationalität wieder ab, falls sie sich nur ehrlich genug auf den Weg in die postnationale Republik machten.

Es braucht nicht viel vergleichende Bemühungen, um sich das phantastisch Einzigartige eines solchen Sonderweges klarzumachen. Ist Frankreich, ist Italien auf dem Weg in eine postnationale Zukunft? Und wie antworteten wohl die intellektuellen Eliten Tschechiens, Polens oder gar der wieder entstandenen baltischen Staaten auf die Frage, wozu es im Rahmen der Europäischen Union denn Nationen überhaupt, und zumal die ihre, fortan geben müsse? Doch bestimmt mit der Gegenfrage, ob man noch bei Trost wäre! Tatsächlich fühlt sich auch *Deutschlands* Bevölkerung von ihren Eliten oft dort im Stich gelassen, wo diese die Inhalte und Geltungsansprüche der in unserem Land gelebten Kultur verständlich formulieren, klar erkennbar vor Augen führen und in redlicher Wertschätzung halten könnten.

Denn es zerfällt deutscher Patriotismus, ebenso der Diskurs über ihn, entlang der Milieuübergänge zwischen den ‚einfachen Leuten‘ und den Gebildeten oder Intellektuellen dieses Landes. Auf der einen Seite lebt da ein ziemlich ungebrochener alltagspraktischer Patriotismus, reichend vom immer noch ernstgemeinten Lob ‚deutscher Wertarbeit‘ in Technik und Wirtschaft bis hin zur besonderen Freude am Erfolg deutscher Sportler. Auf dieser Seite will man aber oft wenig von jenen schlimmen Folgen wissen, zu denen deutscher Nationalismus einst ja wirklich führte. Umgekehrt ist vielen Intellektuellen allein schon die Zugehörigkeit zum deutschen Volk vergällt und ist ihnen jede Rede von deutscher Kultur peinlich sowie der Umgang mit Symbolen Deutschlands höchst verdrießlich. Sie wittern vor allem Deutschtümelei, Schlußstrichmentalität und Revisionismus, wo von Deutschen gut über ihr Land, seine Geschichte und Kultur gesprochen wird. Hingegen sehen viele aus dem einfachen Volk in den Reihen der Politik- und Bildungseliten vor allem vaterlandsvergessene Nestbeschmutzer. Spiegelbildlich erkennt die linksliberale Intellektuellen- und Politikerschlar, wo überhaupt ein Verlangen nach Patriotismus aufkommt, vor allem verstockte Ewiggestrige. Dergestalt verharrt man in einer Art kulturellem Bürgerkrieg. Der zeitigt aber so viele Verletzungen und Verluste, dass es wünschenswert wäre, ihn zu befrieden.

II. Hypotheken des deutschen Patriotismus

Warum Deutschland beim Patriotismus so eigentümlich ist, liegt auf der Hand: Diese Nation ist zutiefst traumatisiert. An einem Völkermord nicht – was schlimm genug wäre – als das Volk der Opfer, sondern gar als jenes der Täter beteiligt gewesen zu sein, ist eine seelische Last und schwere moralische Hypothek auch für die Nachgeborenen. Nicht viel leichter ist die Bürde einer Nation, die in keinen vierzig Jahren zwei Niederlagen in zwei als Existenzkämpfen geführten Weltkriegen erlitten hat – und eine davon in einem Weltkrieg, der in Europa allein von der deutschen Regierung aus verbrecherischem Mutwillen angezettelt wurde und weit über Europa hinaus allergrößtes Unglück brachte.

Schwere Lasten sind es auch, die der nach Deutschland heimkehrende Krieg dem deutschen Volk auferlegte: Millionen von Kriegs- und Vertreibungsoptionen; die Zerstörung seiner Städte und gleichsam eines Großteils seiner Seele; den endgültigen Verlust eines Viertels seines Siedlungsgebiets und der dort einst lebendigen deutschen Kultur; die jahrzehntelange Spaltung des Landes samt dem wirtschaftlichen Ruin seines östlichen Teils; die Verlängerung der Diktatur der Nationalsozialisten durch die der Kommunisten. Obendrein beruhten die deutschen Verbrechen auch auf viel aufrichtigem Glaubenwollen und widerlich ausgenutzter Opferbereitschaft. Wenn nun aber das Ergebnis all dessen doch nur der Holocaust, der Ruin des Landes und die Zerstörung so vieler Ideale war: Wie sollte da nicht der Wunsch aufkommen nach einem Schlußstrich unter das 1871 begonnene Experiment deutscher Nationalstaatlichkeit? Wie nicht die Hoffnung, Europa werde die Deutschen von ihrer unglücksstiftenden Nation wieder erlösen – und unsere Nachbarn von einem überstarken Deutschland in Europas Mitte?

Tatsächlich wünschen sich viele Deutschland lieber als einen geographischen Namen denn als einen politischen und emotionalen Rahmen ihres Handelns. Wessen Herz für ein eher geographisch denn national bestimmtes Deutschland schlägt, kann dafür auch gute Gründe vorbringen – zumal wenn er zweifelsfrei ein Demokrat ist. Denn das Kreuz mit dem deutschen Patriotismus begann so recht mit dem Misslingen einer Verbindung von Nation und Demokratie im 19. Jahrhundert. Deutschlands Patriotismus war seither meist mit dem Obrigkeitsstaat verbunden, eine über den Nationalstaat hinausweisende internationale Orientierung hingegen oft mit dessen demokratischer Kritik. Es entstand der deutsche Nationalstaat ja nicht gemeinsam mit der Demokratie, sondern – seit dem Scheitern der Revolution von 1848/49 – gerade ohne sie. Also identifizierte sich der deutsche Patriot vor allem mit Volk, Fürst und Kaiser; von Demokraten hingegen fühlte er sein Land gefährdet

und später, im Untergang des Kaiserreiches, gar verraten. Für die Weimarer Republik war das eine niederdrückende Erblast der mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg verbundenen Revolution von 1918. In diese misslungene Hülle der Haltung einesteils zur eigenen Nation, andernteils zur Demokratie trat dann der Nationalsozialismus. Er setzte gar eine Identifikation von Nation und Diktatur ins Werk. Seither klingt in Deutschland Patriotismus vielen nach Faschismus und soll demokratische Gesinnung oft genau das überwinden, was ihr doch – nach allen bisherigen geschichtlichen Erfahrungen – allein den Gestaltungsrahmen gibt: nämlich den Nationalstaat als politische Organisation von Leuten, die sich selbst regieren wollen.

Um dem vergifteten Zusammenhang von Nation und Patriotismus zu entgehen, ersann man in der Bundesrepublik Deutschland sogar eine Aushilfskonstruktion: den *Verfassungspatriotismus*. Denn Patriot im guten Sinn des Wortes wollte man schon sein. Nur sollte die ‚patria‘ nicht geographisch definiert werden, nicht bezogen auf ein bestimmtes Volk, sein Siedlungsgebiet und seine kulturellen Besonderheiten. Festlegen wollte man sich allenfalls auf gemeinsame politische und rechtliche Grundsätze, unter denen dann auf dem gleichen Gebiet zusammenleben sollte, wer immer sie zu akzeptieren bereit war. Analoges geschah in der DDR: Dort erfand man eine neue, sozialistische Nation, die mit der bürgerlichen Nation im Westen nichts Wichtiges mehr gemein haben sollte. Das konnte die dauerhafte Existenz zweier Staaten auf jenem Gebiet rechtfertigen, wo sich einst eine deutsche Nation mit deutscher Kultur erhoben hatte. Beides führte zum Doppelversuch einer gleichsam ‚postnationalen‘, das gemeinsam Deutsche an Deutschland loswerdenden Staatsbegründung.

Attraktiv war am westdeutschen Verfassungspatriotismus vor allem, dass er der Bonner Republik einen Bezugsrahmen neuen, besseren Typs zu geben versprach, als ihn die so unbestreitbare wie ungeliebte nationale Kontinuität zwischen dem Deutschem Reich und der Bundesrepublik Deutschland anbot. Obendrein stellte er in Aussicht, wirklich alle Volksgruppen, Minderheiten und Zuwanderer zu einer postnationalen multikulturellen Bevölkerung zu integrieren. Denn als in der Bundesrepublik Deutschland wirklich angekommene Mitbürger wünschte man sich gleichsam nicht türkische Deutsche, sondern demokratisch gesinnte Türken mit Deutsch als Zweitsprache.

III. Stärken und Grenzen von Verfassungspatriotismus

Nun zeigt sich aber mehr und mehr, dass dieser normative Bezugsrahmen von Patriotismus nicht mit jenem faktischen Bezugsrahmen von Patriotismus identisch ist, der sowohl von den lange schon Ansässigen als auch von den Zuwanderern tatsächlich verwendet wird. Zum einen lässt sich mit Verfassungspatriotismus, wie ihn die deutschen Bildungs- und Politikeliten verfechten, der alltagspraktische Patriotismus der meisten Deutschen ohnehin nicht beseitigen. Genau auf ihn treffen also die meisten Zuwanderer. Ihrerseits wollen sie meist ebenfalls nicht *nur* die bundesdeutschen Verfassungsprinzipien und die deutsche Sprache zum Angelpunkt ihres kulturellen Selbstverständnisses machen. Mehr aber bekommen sie an verbindenden Gemeinsamkeiten von Verfassungspatrioten nicht angeboten. Im Grunde läuft das entweder auf eine Zurückweisung kultureller Integrationswünsche hinaus – oder auf die Hinnahme einer Multikulturalität, die von Parallelgesellschaftlichkeit nicht mehr zu unterscheiden ist.

Nun ist gegen eine gemeinsame Sprache ebensowenig einzuwenden wie gegen die wertvollen Prinzipien der freiheitlichen demokratischen Grundordnung. Bloß hat sich ein allein hierauf ausgerichteter Patriotismus klar vom Bezugsrahmen einer Nation gelöst. Dann muss allerdings nicht wundern, wenn derart verwaistes nationales Denken anschließend Wege nimmt, auf denen ihm Verfassungspatriotismus nicht mehr folgen kann. Wünschenswert wäre das nicht: Verfassungspatriotismus hat sich als Patriotismus auch von Deutschen ja aufs engste mit der Idee freiheitlicher Demokratie verbunden, was einem großen Sprung unserer politischen Kultur hin zu neuen, zu besseren Zuständen gleichkommt.

Trotzdem ist die Integrationsleistung allein von Verfassungspatriotismus recht schwach. Er ist zwar ethisch und intellektuell höchst attraktiv. Doch seinem Empfindungsspektrum fehlt jene emotionale Bindung an die Leute im Land, die für zusammenhaltenden Gemeinsinn so wichtig ist. Verfassungspatriotismus allein reicht weder aus, um Zuwanderern mehr entgegenzubringen als an Vorbedingungen geknüpfte Toleranz, noch dafür, dass auch unter den Zuwanderern eine *innere* Bindung an jene Mitbürger entsteht, in deren Mitte sie doch leben. Und nachgerade zu einer Ausgrenzungsdoktrin wird Verfassungspatriotismus, wenn etliche seiner Prinzipien wichtigen Gruppen von Zuwanderern als unvereinbar mit jener Kultur gelten, in der sie nun einmal den Kern ihrer Identität finden und von welcher sie auch im neuen Heimatland nicht lassen wollen. Das alles erleben wir derzeit und sehen vielerlei Illusionen zusammenbrechen.

Muß es aber wirklich so sein, daß Deutschtum und demokratische Verfassungsstaatlichkeit nicht zusammenpassen? Lange war da sehr wohl eine offene Wunde, an die man besser nicht rührte. Doch die Wiedervereinigung mit dem Ende jeder deutschen Diktatur erlaubt es nun, diese Wunde vernarben zu lassen. Denn jetzt gibt es wieder einen gemeinsamen Staat der Deutschen; er ist ein demokratischer Staat; und wir haben die Chance, Demokratie und Nation schließlich doch noch zur Deckung zu bringen. Patriotismus bleibt dabei stets demokratischer Verfassungspatriotismus; doch er bezieht sich auch auf eine kulturell zusammenzuhaltende Bevölkerung in einem festen, uns zur Bewahrung und Gestaltung anvertrauten Gebiet.

IV. Aufgeklärter deutscher Patriotismus

Was aber wären die Inhalte eines aufgeklärten deutschen Patriotismus? Erstens muss er wirklich ein auf die freiheitliche demokratische Grundordnung bezogener Verfassungspatriotismus sein: eine offen bekundete und allem politischen Handeln zugrunde gelegte Zuneigung zu jener politischen Ordnungsform, die Deutschland unter allen Staatsformen, mit denen es unser Land je versucht hat, nun wirklich am besten bekommen ist. Verfassungspatriotismus ist somit kein ‚linkes Gegengift‘ zu einem gleichsam rechten nationalen Patriotismus; er ist vielmehr des letzteren wesentlicher Mitbestandteil. Zweitens äußert sich deutscher Patriotismus im politischen Handeln und Sprechen aus einem *Gesamtverständnis* der deutschen Geschichte und Kultur heraus. Es wird es fruchtbar sein, unser Geschichtsdenken aus der Fixierung auf den Nationalsozialismus zu lösen: Deutschlands Geschichte und deren Lehren umfassen einfach mehr als die zwölf Jahre des deutschen Faschismus. Sie umfassen ebenfalls mehr als die vierzig Jahre der SED-Diktatur. Also ist es Zeit, wieder das Ganze in den Blick zu nehmen: das sächsisch-salisch-staufische Deutschland ebenso wie das auf eine friedliche Streitbeilegung ausgerichtete System des nachwestfälischen Reiches, den Kosmopolitismus der deutschen Klassik nicht minder als die Leistungskraft deutscher Wissenschaft und Technik. Wie lächerlich mutete es jeden Kenner an, wenn da einer die Musik von Schütz oder Bach als für Deutschlands heutige Kultur belanglos hinstellte oder umgekehrt zum Ausdruck allein einer Weltkultur erklärte, oder wenn jemand sich daran machte, die Werke Haydns, Mozarts und Beethovens von Erbstücken deutscher Kultur zum Teil einer exklusiv österreichischen Kultur zurechtzudeuten – und das beim Blick auf eine Zeit, in der die deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg kamen und im Anschluss an welche Österreich die Präsidialmacht des Deutschen Bundes war! Wie albern wäre es auch, die Frankfurter Paulskirche und das Brandenburger Tor, das Münchner Olympiastadion und die Dresdner Frauenkirche nicht einer deutschen Kultur zuzurechnen, sondern allenfalls hessischen, preußischen, bayerischen und sächsischen Teilkulturen – oder

gleich einer Universalkultur! Und natürlich dürfen Deutsche auf das alles ebenso stolz sein wie Nachkommen auf die Lebensleistung tüchtiger Eltern und Großeltern. Wer es hingegen ausschlägt, sich mit freudigem Respekt in solche Traditionen zu stellen und aus ihnen Ansporn oder Maßstäbe für eigenes Handeln zu gewinnen, der wirkt so sonderbar wie ein Kind aus gutem Hause, das keine Gelegenheit auslässt, sich von seinen Eltern zu distanzieren und für wenig schätzenswert zu erklären, was diesen einst wichtig war. Doch so sind, so wirken wenigstens, viele Deutsche von heute.

Man versteht auch, warum: Das praktisch-politisch wichtigste Verhältnis zu unserer Geschichte und Kultur betrifft nun einmal auf unabsehbare Zeit den Nationalsozialismus als die *zentrale, bis heute nachwirkende Katastrophe unseres Volkes*. Darum muss es gerade hier unter deutschen Patrioten völlige Klarheit nicht nur in der inneren Überzeugung geben, sondern auch in der privaten wie öffentlichen Rede. Grundsätzlich sind die Verbrechen des Nationalsozialismus – darunter Diktatur, Völkermord und Angriffskrieg – weder zu rechtfertigen noch zu relativieren. Sie werden auch nicht deshalb kleiner, weil sie schon lange zurückliegen; weil keiner, der heute Verantwortung trägt, an ihnen schuld ist; oder weil die Kommunisten – wie im Schwarzbuch des Kommunismus nachzulesen – noch mehr Millionen Menschen auf dem Gewissen haben als die Nationalsozialisten. Es gibt aber auch keinerlei Grund, *nicht* traurig zu sein und Trauer zu bekunden über das, was Deutschland aufgrund der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus widerfahren ist: von der Verarmung seiner Kultur durch die Vertreibung und Ermordung insbesondere auch der jüdischen Deutschen über die Vernichtung der Leistungskraft so vieler Kriegsoffer an der Front und in der Heimat bis hin zur Flucht und Vertreibung so vieler Deutscher aus ihren angestammten Siedlungsgebieten und zur Zerstörung des Glaubens überhaupt an das Bestehen oder gar den Wert einer deutschen Kultur. Die jahrzehntelange Unfähigkeit, alle diese Verluste zu betrauern, auch öffentlich zu betrauern, ist bestimmt ein weiterer Grund, warum es so überaus verklemmte Beziehungen der Deutschen zu ihrer Nation gibt. Und freilich sind beide Gruppen von Tatsachen stets in ihrem Verursachungszusammenhang vor Augen zu führen: Was den Deutschen an Unrecht geschah, ist Folge des Unrechts, das die Nationalsozialisten zuerst taten. Darum sind mit aller Kraft Wiederholungen jener falschen Weichenstellungen zu verhindern, die einst den Nationalsozialismus entstehen, groß werden und an die Macht gelangen ließen. Das dreifache ‚Nie wieder‘ zu Diktatur, Angriffskrieg und Völkermord muss also ein Anker deutscher Kultur bleiben.

Drittens gehört zum Patriotismus der Deutschen die Verbundenheit mit ihrer jeweiligen Heimatregion, die innere Bindung an deren Mundart, Landschaft und Bräuche. Unter den

Zuwanderern wird das auf lange Zeit die innere Bindung an ihre Herkunftsländer einschließen. Vor allem in solcher Heimatliebe, die unter Zuwanderern hoffentlich mehr und mehr die neue Heimat einschließen wird, wurzelt jener alltagspraktische Patriotismus der einfachen Leute, denen der intellektuelle Zugang zum Patriotismus über Verfassungsprinzipien oder Lehren aus unserer Geschichte fremd und gesucht erscheint. Diesen regionalen Patriotismus sollte man aber nie vom auf die Nation bezogenen Patriotismus abkoppeln lassen. Schließlich werden die Zuwanderer in unser Land ja nicht zunächst einmal Schwaben oder Thüringer werden, sondern eben Deutsche. Das verlangt dann aber auch eine klare Vorstellung von dem, was es über den Besitz eines bundesdeutschen Passes hinaus bedeuten mag, ein Deutscher zu sein: Zugehörigkeit zu einer auch in kulturellen Gemeinsamkeiten lebenden Bevölkerung – oder nur Teilhabe am gemeinsamen Siedlungsrecht von einander fremd bleibenden Ethnien auf deutschem Staatsgebiet?

Viertens gehört zu deutschem Patriotismus eine nicht nur tatkräftig ins Werk gesetzte, sondern immer wieder auch in ganz selbstverständlicher Weise bekundete Zuneigung zum eigenen Land und zu dessen Leuten, zu Deutschlands Kultur und zu seinen Geltungsansprüchen als freiheitliche, demokratische und friedliebende Nation. Dem gesellschaftlichen Zusammenhalt wäre in der Tat viel geholfen, würde Vaterlandsliebe dieser Art nicht nur empfunden, sondern auch immer wieder zum Ausdruck gebracht. Soll Integration gelingen, muss nämlich Mal um Mal vor Augen geführt und diskursiv ebenso wie symbolisch in Geltung gehalten werden, was einen mit den anderen verbindet und zum gemeinsamen Handeln im Dienst des Gemeinwohls antreibt.

Gut über das eigene Land und seine Bevölkerung zu sprechen, ist die eine Weise, gerade auch in schwierigen Zeiten Motivation für tätigen Gemeinsinn zu stiften. Die Pflege nationaler Symbole ist die andere. Auch sie sollte darum zum praktizierten Patriotismus gehören. Im bundesrepublikanischen Deutschland könnte das im Grunde so leicht sein. Die Fahne steht seit dem 19. Jahrhundert für die – am Schluss doch noch siegreiche – Auflehnung gegen Autoritarismus und Partikularismus; und der Text der Hymne, eindeutig festgelegt nach der Wiedervereinigung, fordert völlig klar zum guten Tun für eine gute Ordnung auf. Bloß kennen diese Worte allzu wenige Deutsche, zumal es immer wieder als nationalistischer Unfug hingestellt wird, sie schon Schülern zu lehren. Doch wem soll es wirklich schaden, wenn er als Aufforderung für sein Handeln vernimmt: „Einigkeit und Recht und Freiheit / für das deutsche Vaterland! / Danach lasst uns alle streben / brüderlich mit Herz und Hand! / Einigkeit und Recht und Freiheit / sind des Glückes Unterpfand. / Blüh im Glanze dieses

Glückes, / blühe, deutsches Vaterland!“ Es braucht ja schon ein gerüttelt Maß an bösem Willen, um aus diesen Versen abzuleiten, *nur* ums eigene Land und dessen Glück solle es den Deutschen gehen ...

Obendrein eignen sich die neuen Staatsbauten in Berlin vorzüglich, wichtiges Erbe deutscher Geschichte samt deren freiheitlicher Neuausrichtung vor Augen zu führen und in emotionale Tiefenschichten, in gemeinsame Bilderwelten einzubringen. Da ist der Reichstag mit seiner inzwischen so populären Verbindung von Historismus und Moderne; da sind die Parlamentsbauten mit ihrer Balance aus Wucht und Leichtigkeit; da ist das Bundeskanzleramt mit seiner ganz und gar nicht vergangenheitsorientierten und trotzdem die Tradition europäischer Herrschaftsarchitektur klar wahrenden Machtgeste; und da ist das Holocaust-Denkmal, wo es ganz unmittelbar in die Abgründe unserer Geschichte hinabzusteigen gilt und jeder für sich, ohne Schutz und Kontrolle eines Kollektivs, mit den Ermordeten mitfühlen, mit den Mördern ins Gericht gehen und über seine persönlichen Aufgaben ins Klare kommen kann.

Natürlich wird deutscher Patriotismus nie wieder so flach sein dürfen, wie er früher einmal war, oder wie der Patriotismus in anderen, selbst unzweifelhaft freiheitlichen Staaten heute noch zu sein pflegt. Er muss vielschichtig sein und Dinge umschließen, die sich nicht von allein zusammenfügen. Das verlangt nicht wenigen Konservativen im von ihnen aufrichtig empfundenen Patriotismus die Füllung intellektueller Leerstellen ab, während es bei vielen Linken wieder die Liebe zum eigenen Land zu erwecken gilt. Wenn ein reflektierter, in sich stimmiger deutscher Patriotismus entstehen soll, wird also jede Seite dazulernen, wird sie Mängel an Herzensbildung und an Verstandesbildung beheben müssen.

Immerhin hat die Rückgewinnung deutschen Selbstbewußtseins inzwischen begonnen – vordergründig-aufgesetzt in der Außenpolitik der rot-grünen Koalition, viel länger schon in den deutschen Städten und ihrer Architektur, und seit der Wiedervereinigung auch in der geschichtlichen Erinnerung und politischen Kultur. Die Härte so vieler Deutscher gegen die eigene Nation beginnt sich zu mildern, vielleicht auch die Selbstgerechtigkeit und Fühllosigkeit der Nachgeborenen. Trauer über das eigene Land und Volk kann man allmählich zeigen ohne Vorwürfe zu erregen, man wolle die Geschichte revidieren oder das Leid derer relativieren, die deutschen Verbrechen zum Opfer fielen. Bertolt Brechts Verse mag man neu entdecken, die nichts beschönigen und trotzdem mit Wärme von unserem Land sprechen: „O Deutschland, bleiche Mutter! / Wie sitztest du besudelt / Unter den Völkern. / ... / Wie haben deine Söhne dich zugerichtet / Dass du unter den Völkern sitztest / Ein Gespött

oder eine Furcht!“ Eben aus Trauer darüber, wie Deutsche und ihre provozierten Gegner unser Land zugerichtet haben, kann Mitleid erwachsen – und dann auch Zuneigung zu einem Volk, das ganz ohne Zweifel die Lehren aus seiner Geschichte gezogen und ein neues Deutschland auf guten Wertgrundlagen errichtet hat. In unserer Nation Patriot zu sein, meint darum: mitwirken, dass dieses alte Land weiter blühen kann im Glanz des Glücks von Einigkeit und Recht und Freiheit. Was soll daran schlecht oder gefährlich sein – und was spricht dagegen, dergleichen einen deutschen Patriotismus zu nennen und zu ihm alle einzuladen, die in diesem Lande leben?

V. Die einende Kraft von deutschem Patriotismus

Sollte es denn wirklich keine Gemeinsamkeiten geben, zu denen man andere einfach deshalb *einlädt*, weil man sie selbst als so gut und schön empfindet, dass man sie gerne mit anderen teilt? Aber anscheinend glauben viele Deutsche wirklich, überhaupt nichts an ihrer Kultur sei liebenswert oder wenigstens so, dass andere es mögen, sich gar von ihm bereichert fühlen könnten. Vielleicht sind es auch genau diese Deutschen, welche Multikulturalität *nur* als Bereicherung des eigenen Landes, nicht aber auch als ein solches Reicherwerden von Zuwanderern begreifen können, das sich durch Mitteilen und Teilen unserer eigenen Kultur vollzieht. Vielleicht sind es ja wirklich in erster Linie Bildungsmängel, die so vielen die Rede von einer deutschen Kultur als ganz inhaltsleer erscheinen lassen. Denn wer jenseits alltagspraktischer Fertigkeiten und fachlichen Spezialwissens eben nichts von deutscher Kultur weiß, wem also Großteile der deutschen Literatur, Musik, bildenden Künste, Gebräuche und Geschichte fremd sind, der mag tatsächlich vermuten, da gäbe es eben auch nichts. Er täuscht sich aber und merkt es nur nicht – obwohl ihn die seit Jahrhunderten so große Anziehungskraft deutscher Hoch- und Alltagskultur leicht eines besseren belehren könnte.

Wie *anders* könnte es auch sein! Kaum ein Bürger der US-amerikanischen Zuwanderernation wird vermuten, Zweifel am Bestehen und am grundsätzlichen Wert der US-Kultur wären vernünftig, oder zurückhaltender Umgang mit der US-Kultur sei angebracht. Eher wird er sich darüber wundern, dass die Deutschen ihren Zuwanderern materiell oft Ansehnliches bieten, doch ideell ihnen ein höchst dürftiges Angebot machen: Keinerlei Kulturinhalte werden aufgewiesen, mit deren Aneignung die Perspektive auf ein wirkliches und nicht nur formales Dazugehören zu den im Land geborenen Deutschen verbunden wäre – oder gar irgendwelche Hoffnungen auf ein Stolzseindürfen! Deutschsein wird statt dessen in Aussicht gestellt wie Zahnweh oder Mundgeruch.

Doch auch für unser Land wird gelten: Dass Deutsche nicht nur weiß oder braun, sondern ebenso schwarz, rot oder gelb sein können, wird erst dann zum gelebten Alltag werden, wenn den Deutschen – den lange schon ansässigen ebenso wie den vor kurzem zugewanderten – wieder in großer Selbstverständlichkeit das Bestehen einer vielgestaltigen, immer schon vieles Mitgebrachte verlässlich integrierenden deutschen Kultur bewusst und auch erwünscht sein wird, einer Kultur, die nicht nur die Verfassungsprinzipien, sondern auch das Alltagsleben umfasst und in die wirklich jeder eintreten kann, der ihre Werte und Praxen teilen und seine eigenen Traditionen mit den ihren verbinden will. Gerne darf man eine solche Kultur auch eine ‚Leitkultur‘ nennen. Schon sehr absichtsvoll und kunstfertig muss man ja diesen Begriff missverstehen, um sich von ihm auf Abwege geleitet zu fühlen. Doch tatsächlich wird nicht jener den Weg zur kulturellen Ausgrenzung von Zuwanderern oder gar in einen neuen Rassismus einschlagen, der den Begriff der Leitkultur verwendet. Viel eher dürfte der einen solchen Weg gangbar machen, welcher ‚ethnische Deutsche‘ von ‚eingebürgerten Deutschen‘ trennen und in dauerhaft unterschiedlichen Kulturen festhalten will.

Also kann schon vom Ansatz her der Einwand nicht überzeugen, mit der Pflege von deutschem Patriotismus betreibe man das Geschäft fremdenfeindlicher Rechtsextremisten. Es verhält sich genau anders herum: Wer deutschen Patriotismus nicht pflegt, lässt die mächtigen mit ihm verbundenen Gefühle in den Bannkreis der Rechten ziehen. Dort droht ihnen nur neuer Missbrauch – wie in der anfangs so populären Diktatur der Nationalsozialisten, die ja gerade *kein* Höhepunkt praktizierter Vaterlandsliebe, sondern deren schlimmstmögliche Entstellung war. Müsste es, solche Zusammenhänge vor Augen, nicht eine zentrale Aufgabe aller deutschen Verfassungspatrioten sein, auch nicht den geringsten Teil von deutschem Patriotismus je wieder exklusiv den Rechtsradikalen zu überlassen?

Ja, genau das ist unsere Aufgabe: Deutscher Patriotismus gehört fest in die Hand deutscher Demokraten! Bleiben wir also nicht länger in der Position von Beobachtern, die sich zu mehr nicht aufrufen als zur Forderung nach einer Debatte *über* deutschen Patriotismus. Sagen wir einfach, *was* da an Patriotismus sein sollte: *erstens* ein auf die freiheitliche demokratische Grundordnung bezogener Verfassungspatriotismus; *zweitens* ein *Gesamtverständnis* deutscher Geschichte und Kultur, aus dem wichtige Lehren zu ziehen sind – wie das dreifache ‚Nie wieder‘ zu Diktatur, zu Angriffskrieg und zu Völkermord; *drittens* die Verbundenheit mit der jeweiligen Heimatregion, die innere Bindung an deren Mundart, Landschaft und Bräuche; und *viertens* eine nicht nur tatkräftig ins Werk gesetzte, sondern immer wieder auch in ganz selbstverständlicher Weise bekundete und obendrein in der Pflege der Staatssymbole zum Ausdruck gebrachte Zuneigung zum eigenen Land und zu dessen Leuten, zu Deutschlands

Kultur und zu Deutschlands Geltungsansprüchen als einer freiheitlichen, demokratischen und friedliebenden Nation. Hält man sich diese Inhalte von deutschem Patriotismus vor Augen, mag sich auch jede weitere Diskussion erübrigen: Es ist doch zu offenkundig, um wie Sinnvolles und völlig Unanfechtbares es bei deutschem Patriotismus geht.

Ihn sollten wir darum wirklich zu einer *lebendigen Kraft* in unserem Volk und in unserer Bevölkerung machen. Diese Kraft würde – anders als der mißbrauchte Patriotismus des Kaiserreichs oder gar der nationalsozialistischen Diktatur – nichts als *Glück* über unser Land bringen: ein Glück, dessen Unterpfand Einigkeit bei aller Verschiedenheit wäre, desgleichen Recht und Freiheit. Und wirklich werden wir uns von *dieser* Ausprägung von deutschem Patriotismus wünschen dürfen: „Blüh’ im Glanze *dieses* Glückes – blühe, deutsches Vaterland!“

Rede im Rahmen des Festaktes des Burschentages am 08. Juni 2006 in Eisenach auf der Wartburg.
Biographische Daten: Patzelt studierte Politikwissenschaften, Soziologie und Geschichte an den Universitäten München, Strasbourg (Frankreich) und Ann Arbor (USA), und erlangte 1980 den Abschluss als M.A. an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Danach war er wiss. Mitarbeiter an der Universität Passau, an der er 1984 auch promovierte. Nach einer mehrjährigen Beschäftigung als wiss. Assistent, in der er 1985 den Kulturpreis Ostbayern für das Werk "Ethnomethodologie" erhielt, folgte 1990 seine Habilitation an der Universität Passau. In den folgenden Jahren lehrte er als Gastprofessor an der Universität Salzburg (1990) und an der Technischen Universität Dresden (1991). Als Gründungsprofessor des Instituts für Politikwissenschaften an der Technischen Universität Dresden bekleidet er dort seit 1992 den Lehrstuhl für Politische Systeme und Systemvergleich. 1995 erhielt er den Wissenschaftspreis des Deutschen Bundestages für seine Schrift "Abgeordnete und Repräsentation". Patzelt beschäftigt sich hauptsächlich mit den Forschungsbereichen der vergleichenden Regierungslehre, der vergleichenden Parlamentarismusforschung und der politischen Kommunikation. Seine daraus resultierenden Lehrbereiche an der Technischen Universität Dresden umfassen die deutsche Politik, westliche Demokratien und totalitäre Regime, sowie politische Eliten und politische Opposition als vergleichende Regierungslehre, Parlamentarismusforschung, Methoden der Sozialwissenschaften und sachunmittelbare Demokratie. Unter seinen zahlreichen Publikationen ist vor allem die "Einführung in die Politikwissenschaft" zu nennen, die für jeden Studenten der Politikwissenschaft ein Standardwerk darstellt. Patzelt ist u.a. Mitglied der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft und der American Political Science Association. Des Weiteren ist er Redakteur der "Zeitschrift für Parlamentsfragen" und der "Parliaments and Legislatures" Reihe der Ohio State University Press.

Festrede zum Kommers der deutschen Burschenschaften zu Eisenach

Von Adolf Muschg

Meine Herren, meine Damen,

diese Rede zu Ihrer Festivität ist eine Ehre für mich, und sie zeugt von der ungebrochenen Kühnheit burschenschaftlichen Geistes. Es war kühn vom Vorsitzenden der Vorsitzenden Burschenschaft, Herrn Roeder, mich einzuladen, und geradezu frech von mir, die Einladung anzunehmen. Denn ich habe in meinem Leben mehr als eine Farbe getragen, aber nie diejenige einer studentischen Verbindung; der einzige Männerbund, dem ich lebenslänglich angehöre, ist die feldgraue Schweizer Milizarmee, und die Charge des Oberleutnants, zu der ich's gebracht habe, gilt bei uns als halb zivile Alterserscheinung.

Zufall war es nicht, daß mein Studentenleben an den korporierten Kommilitonen vorbeigelaufen ist. Der Lehrerssohn, der Anlauf nahm, der Menschheit Höhen zu erklimmen, trug in den Fünfziger Jahren die Montur des Existentialismus: schwarzen Rollkragen, Baskenmütze und die die blaue Gauloise im Mundwinkel. Wenn sich die Korporierten am Dies academicus im Vollwuchs präsentierten, kam mir ihr Auftritt anachronistisch vor, auch provinziell. Meinesgleichen hatte Nachholbedarf an Bewegungsfreiheit, offener Existenz und geistigem Abenteuer, und die Pflege nationalen Brauchtums schien uns nach dem Zweiten Weltkrieg geradezu moralisch verboten.

Nur: was wir nicht wußten – und uns nicht hätten sagen lassen – war, wie sehr wir mit diesem Aufstand *jeder* Jugend glichen; natürlich derjenigen von 1968, die, als sie endlich kam, schon nicht mehr ganz die eigene Jugend war. Aber wir sahen auch den jungen Männern nicht so unähnlich, die hundertfünfzig Jahre früher in Eisenach zusammengekommen waren, um die reformatorische Botschaft der Wartburg aufzunehmen und in persönliche Wahrheit umzusetzen, wie die Existentialisten – und in gesellschaftliche Wirklichkeit, wie die Rebellen von 1968. Wenn die Reinheit ihrer Grundsätze auf die Probe gestellt wurde, waren auch die Urburschen zum persönlichen Opfer bereit und schreckten nicht einmal vor dem politischen Attentat zurück – wie jener junge Theologe Karl Ludwig Sand, der dem zaristischen Agenten und erfolgreichen Bühnendichter Kotzebue, den Todesstoß versetzte. Damit brachte er sich aufs Schafott, seine Bewegung in Verruf und setzte die ganze Gesellschaft schwerster Repression aus. Für eine radikale Minderheit der Jugendbewegung blieb nach 1819, dem Jahr der reaktionären Karlsbader Beschlüsse, nur der Weg in den Untergrund oder ins Exil; die große Mehrheit wurde wieder zur schweigenden und machte ihren halben Frieden mit den bestehenden Mächten. Die Tüchtigsten setzten zu jenem Marsch durch die Institutionen an,

der sie oder ihre Nachfolger schließlich an deren Spitze führte. Am Ende blieb die Frage offen, wer nun wen stärker verändert habe: sie die Gesellschaft, oder die Gesellschaft sie; ob sie die Ideale ihrer Jugend verraten oder verwirklicht hatten – nach Maßgabe des Möglichen. .

Wie viel davon könnte uns bekannt vorkommen, und wie schwer ist es wiederzuerkennen, wenn es uns in ungewohnter Tracht oder historischer Entfernung begegnet. Es liegt ebenso am Lauf der Dinge, wie im Wesen des Menschen, daß die beste Absicht das Schlimmste eher befördern als uns davor schützen kann; daß Gut fast regelmäßig das Gegenteil ist von gut Gemeint; daß es, wie Adorno behauptet, kein Wahres Leben gibt im falschen. Zum Glück wird auch umgekehrt immer wieder ein Schuh draus, in dem der Fortschritt – oder was wir dafür halten – weit gehen kann. Eine Kraft, die Hegel „die List der Vernunft“ genannt hat, zeigt sich findiger ist als die falschen Antworten, die auf richtige Fragen gegeben werden, und vermag diesen oft viele Jahrzehnte später und unter ganz anderem Titel Nachachtung zu verschaffen.

Ein schönes Beispiel für die List der Vernunft, die uns *trotzdem* leitet, lässt sich als die Geschichte dreier Farben erzählen – den Farben der Jenaer Urburschenschaft Schwarz-Rot-Gold. Anfangs waren sie noch Rot-Schwarz-Rot und beschränkten das Gold auf die Fransen und den Eichenzweig in ihrer Mitte. Heute sind es die Nationalfarben der vereinigten Bundesrepublik. Durch welches Kaleidoskop mußte n sie geschüttelt werden, bis es endlich so weit war! Aber die List der Vernunft ließ sich nicht lumpen. Von deutscher Größe war 1945 so wenig übrig, daß Schwarz-Rot-Gold zum ersten Mal die Chance bekam, dauerhaft über einer deutschen Republik zu wehen. Wenn eine selbstverschuldete Katastrophe dem historischen Vaterland alles genommen hatte, worauf es stolz gewesen war, so hatte sie ihm jetzt etwas zu geben, was es sich hundertfünfzig Jahre nie genommen hatte: den Vollbesitz bürgerlicher Freiheit. Dieser Besitz waren die Deutschen endlich anzutreten bereit. Sie verschmähten die Lektion nicht mehr, daß Recht nichts ist, was man besitzt, sondern etwas, was man sich jeden Tag erwerben muß, und daß eine Freiheit verloren geht, wenn man sie nicht gebraucht.

Meine Damen und Herren: die Geschichte der Burschenschaften ist deutscher, als sich die Teilnehmer des Wartburgfests jemals träumen ließen – denn von den Alpträumen, die sich mit dem Wort deutsch verbinden können, hatten sie noch keinen Begriff. Im Vorfeld dieser Rede habe ich mit Respekt gesehen, mit wie viel Gewissenhaftigkeit die Burschenschaften selbst ihre Quellen aufarbeiten. Wenn die deutsche Fußballmannschaft ins Stadion zieht – heute nicht, sonst wäre, fürchte ich, auch der schönste Commers chancenlos – singt sie, (mehr oder weniger) die Nationalhymne mit, die ein Burschenschafter gedichtet hat. Natürlich hat es

seine Gründe, daß die erste Strophe entfällt: wären „Einigkeit und Recht und Freiheit“ der Anfang vom Lied gewesen und geblieben, wäre sein Ende anders herausgekommen. Aber auch wenn Hoffmann von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über alles“ als Appell gegen deutschen Partikularismus gemeint hat, nicht als Einladung zur deutschen Rücksichtslosigkeit: heute endet das Selbstverständnis der Deutschen endet nicht mehr an Etsch und Belt“, den Kriegsschauplätzen der Vergangenheit: Es hat sich für die europäische Zukunft geöffnet, und wenn das eine größere Einheit ist als die Nation,; genährt wird sie von viel kleineren, Familie, Nachbarschaft, Gemeinde, Region. Das Vaterland Bundesrepublik ist nicht mehr das Vaterland des Wartburgfestes: um auch für andere erträglich, mit ihnen verträglich zu sein, haben die Deutschen keine angstbesetzte Identität mehr nötig. Denn eine solche hält keinen Frieden, weder mit den andern noch mit sich selbst.

Als Schweizer habe ich allen Grund, mich für die hochmütige Unkenntnis der Burschenschaften, auf die ich mir als Student etwas zugute tat, bei der Nase zu nehmen. Denn: daß der demokratische Gedanke, die liberale Verfassung und – ja: die bürgerliche Revolution 1848 wenigstens in einem, meinem Land hatten Staat machen können, war das Werk von Männern, welche republikanisches Wesen in ihren eigenen Reihen gepflegt, in einer Verbindung geistig, sozial und politisch trainiert hatten. „Zofingia“ hieß diejenige, deren Burschen die Schöpfung des kleinen, damals für Europa wegweisenden Bundesstaates betrieben und getragen hatten. Sie waren Patrioten – diesen Begriff haben Franzosen in die Welt gesetzt, bevor er sich selbständig machen und auch jede andere Nation meinen konnte. Aber in jeder hinterließ die französische Herkunft auch eine für die Zukunft unentbehrliche Unterscheidung: diejenige zwischen Bourgeois und Citoyen.

Als Student hatte ich Bedarf nach Freund und Feind: wer immer noch auf Volk und Vaterland setzte, gehörte auf die andere Seite. Dabei wußte ich nicht einmal, daß meine Universität im Geist der Zofingia gegründet worden war, oder daß ihr erster Rektor, Lorenz Oken, als Jenaer Professor zu den Teilnehmern des Wartburgfests gehört hatte. Auch von diesem hatte ich bei meinem Doktorvater, dem Goethe-Kenner Emil Staiger nichts läuten hören. Dabei war das Ereignis gewissermaßen in seinem Sprengel: gestiegen. Goethes Landesfürst Carl August regierte auch in Eisenach, war damit Schlossherr der Wartburg, und ohne sein Einverständnis hätten sich die Burschenschafter vieler deutschen Länder niemals hier zusammenziehen können. Versammlungs- und Redefreiheit gehörten seit dem Wiener Kongreß wahrlich nicht zu den Förderprojekten des Deutschen Bundes. Nur: der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach hatte seinen Landeskindern die Konstitution auch wirklich gegeben, die andere Fürsten den ihren vor den Befreiungskriegen nur versprochen hatten. In

seinem Gebiet gab es sogar Pressefreiheit, von der die Jenaer Professoren, Fichte voran, mutig Gebrauch gemacht hatte. Das Wort eines der Ihren, des 1805 verstorbenen Friedrich Schiller, „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ war für seinen Dienstherrn Carl August nicht umsonst gesprochen. Seiner eigensinnigen Zivilcourage wegen hatte ihn bereits ein unverdächtiger Zeuge – Napoleon persönlich – *le Prince le plus remuant de l'Allemagne*, den aufmüpfigsten Fürsten Deutschlands genannt. Er teilte gewiß nicht alle Meinungen der Burschenschaften – ihre Konsequenz hätte ihn ja den Thron gekostet –, aber er machte sich, im Sinne Voltaires, dafür stark, daß sie sie äußern, sogar feiern durften. Er war so frei, auch Rebellen besser zu verstehen, als diese sich selbst, nicht unwürdig seines Ahnen Friedrichs des Wiesen, der dreihundert Jahre früher seinen Luther auf der Wartburg in Schutzhaft gesetzt hatte und damit zum ersten Fürsten der Reformation geworden war – er blieb so frei, nach katholischem Ritus zu sterben.

Als die Burschenschaften 1819 verboten wurden, konnte, wer, wie Brechts Herrn Keuner, kein Rückgrat hatte zum Zerschlagen, für die nächsten hundert Jahre seine Biagsamkeit trainieren. Den Unbeugsamen blieb damals, wie nach 1830 und 1848, nur die Flucht über die Grenze. Einem von ihnen bin ich beim Studium Gottfried Kellers begegnet. Der langhaarige August Adolf Follen war am Wartburgfest zum deutschen Volkskaiser gewählt worden; als Flüchtling in der Schweiz trug, er, wie so viele seinesgleichen, im Bildungswesen zum Aufbau des jungen Bundesstaates bei. Mit seinem Hippie-Look gehörte er nicht zu denen, die, nach Kellers Wort, zwar nie eine Laterne einwerfen, aber auch nie eine anzünden. Er war es, der dem jung-radikalen Dichter seinen ersten Verlag verschaffte, nicht ohne ihm zuvor kräftig ins Handwerk gepfuscht zu haben.

Ende des 19. Jahrhunderts hatten die Burschenschafter mit den deutschen Verhältnissen nicht nur ihren Frieden gemacht, sie waren, als Stützen der Gesellschaft, in corpore bereit, das Zweite deutsche Kaiserreich als Erfüllung ihrer Träume gelten zu lassen. Wer, außer Nietzsche, hätte noch von der „Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des neuen Reiches“ gesprochen? Und doch muß auch in Comment und Disziplin der Burschenschaften etwas zu wünschen übrig geblieben sein – ihre Lieder singen davon:

„Wo sind die, die vom breiten Stein
Nicht wankten und nicht wichen,
Die, ohne Spieß, bei Scherz und Wein
Den Herrn der Erde glichen?
Sie zogen mit gesenktem Blick
In das Philisterland zurück.

Da schreibt mit finstern Amtsgesicht
Der Eine Relationen,
Der Andre seufzt beim Unterricht,
Und Der macht Recensionen,
Der schilt die sünd`ge Seele aus,
Und Der flickt ihr verfall`nes Haus.

O jerum, jerum jerum: Das Lied weiß noch, was diese Generation einmal sich selbst schuldig zu sein glaubte, und was sie, um nicht zur verlorenen Generation zu werden, schuldig bleiben musste. Aber sie dämpft die Härte dieser Einsicht mit dem Licht der Verklärung, und sie tröstet sich mit in einer Geselligkeit, welche die Kraft hat, ihre Brüder, gleich welchen Alters, zu verjüngen:

Allein das rechte Burschenherz
Kann nimmermehr erkalten,
Im Ernste wird, wie hier im Scherz,
Der rechte Sinn stets walten;
Die alte Schale nur ist fern,
Geblichen ist uns doch der Kern,
und den lasst fest uns halten.

Was nun ist dieser Kern? Meine Damen und Herren: ich gestehe, daß ich viel älter werden mußte, um mir darunter etwas vorstellen zu können. Provinziell und anachronistisch? Gerade in dieser unfeinen Nachrede finde ich heute etwas Kernhaftes, und was es aufgehen ließ – gewiß nicht nur in meinem Kopf – war die umfassende Klima-Veränderung der Zivilisation, die wir erleben. Anachronismus hat mit Zeit zu tun, Provinzialität mit Raum: und beides sind, im Zuge der Globalisierung, bedrohte Ressourcen, also kostbare Güter geworden. Schon die Kinder lernen, keine Zeit zu haben, sie wissen zwar, wie man sie sich vertreiben kann, aber nicht mehr, wie man sie sich nimmt. Und was im Raum Heimat bedeutete, verliert seinen Eigensinn, Städte kommen zu Standorten herunter, Nationen zu Rennstrecken um einen Wettbewerbsvorteil. Konkurrenz ist alles, wer sich dafür nicht fit macht, gerät unter die Räder und verdient es nicht besser. Bildung: daß sie etwas ganz anderes sein könnte als Qualifikation für eine Karriere, ist ein Wissen, das der sogenannten Wissensgesellschaft sogar an ihrer Leistungsspitze, der Universität, verloren gegangen ist. Nicht für das Leben, für die

Schule lernen wir, lautete die Originalversion des Sprichworts, das Sie vermutlich umgekehrt im Kopf haben. Aber damals bedeutete Leben, was es für die Mehrheit der Menschen immer noch bedeutet: ein täglicher Kampf mit der Not um das Nötigste: und die wenigen, die daran Überfluß haben, schaffen sich mit diesem wieder ihre eigene Not: sie *müssen* ja konsumieren. Schule aber – von griechisch *scholē* – bedeutete Muße, ein wirklich selbstbestimmtes Leben, Abstand von Not *und* Überfluß, Freiheit für *meine* Zeit. Dazu gehört – in der Antike war es der Prüfstein wahrer Lebenskunst – die Freiheit, meiner Vergänglichkeit ins Auge zu blicken, ohne zu erstarren. *Vita nostra brevis est – brevi finietur*. Nichts ist so wahr geblieben wie dieses Wort aus dem bekanntesten Studentenlied – und mit nichts weiß die Gesellschaft weniger anzufangen. Ihre Frage dazu lautet bestenfalls: wie werde ich kurz und gut, und vor allem: schmerzlos, entsorgt?

Meine Damen und Herren: lassen Sie mich am Ende vier gute Gründe nennen, warum ich den Verbindungen und ihrem Brauchtum viel abzubitten habe.

Erstens: Die Verbindungen pflegen, in der ihnen eigenen Mischung von geordneter und freier Geselligkeit, das Kostbarste, was Menschen haben: das Hier und Jetzt. Sie haben hergebrachte Namen für die Heiligkeit des Raums: einer lautet Vaterland. Inzwischen wissen sie am besten, wie missbräuchlich dieser Name verwendet werden kann; spätestens im Dritten Reich haben sie es auch an der eigenen Körperschaft erfahren. Mit Dürrenmatt zu reden: „Wenn sich der Staat zum Morden anschickt, nennt er sich Vaterland.“ Aber wie immer Sie den Raum nennen, in dem Menschen wurzeln und wachsen können: es kommt darauf an, daß sie das Wissen um seine Lebenswichtigkeit konservieren. Der reale Mensch ist nicht virtualisierbar; er wird von seinem Ort im realen Raum nicht getrennt ohne Schaden an seiner Seele.

Zweitens: Was für den Raum der *Genius Loci* ist, ist in der Zeit das kultivierte Gedächtnis. Die Verbindungen pflegen die *Tradition*, das heißt: sie stützen sich auf die Geschichte, die nicht nur ihre eigene ist. Damit bewegen sie sich in einer zeitlichen Tiefe, die wie nie zuvor, bedroht ist vom Verlanden und Versanden. Die Gesellschaft wird erinnerungslos wie ein Alzheimer-Patient; was persönlich fördern könnte, wird an- und wieder weggespült von einer unaufhörlichen Sturzwelle von Informationen, die alle gleichgültig sein wollen und damit gleichgültig werden.

Drittens: Zugehörigkeit zu einer Verbindung gilt auf Lebenszeit. Daraus entsteht ein Generationenvertrag zwischen Älteren und Jüngeren. Eine Generation wendet der andern zu, was diese nicht hat: die alten Herren den jungen ihre Erfahrung, ihre sozialen Verbindungen, und was heute nicht selbstverständlich ist: ihren guten Willen. Die Jüngeren dienen den

Älteren mit ihrer Aura, ihrer Verheißung und – was heute ebenfalls nicht selbstverständlich ist – mit ihrem Interesse. Ein solcher Kommers ist in der modernen Gesellschaft zur Rarität geworden. Er verspricht nicht nur soziale und materielle Förderung – die weder zu leugnen ist, noch zu verachten –, sondern kulturelle, die der persönlichen Bildung beider Seiten dient.

Viertens: Ein ungeschriebener Grundsatz des Generationenvertrags im deutschen Verbindungswesen beruht immer noch auf dem Vorrecht der Jugend. Die Burschenschaft bleibt, im Kern, eine Jugendbewegung. Das hat mit dem Jugendkult in der Warenwelt nichts zu tun, und den Reflexen der Leistungsgesellschaft läuft es geradezu zuwider, denn in ihr bedeutet Jugend so viel wie Funktionstüchtigkeit. Daß alte Herren sich immer noch als „Burschen“ definieren, mag zwar für Außenstehende nicht immer der Komik entbehren. Aber darin liegt eine Reverenz gegenüber der eigenen Geschichte. Die verspätete Nation betrachtete sich als junge Nation – böse Zungen würden sagen: bis es für ihre Reife zu spät war.

Solider als die ideologische Begründung des Burschenwesens bleibt die anthropologische. Sogenannte Naturvölker gestehen jungen Männern zwischen Kindheit und Familienbildung ein separates Haus, einen eigenen Verhaltenscode zu. Denn das Sprengpotential pubertärer Energie ist beides: gefährlich, und unentbehrlich. „In Freiheit dressiert“ – das scheint mir eine saloppe, aber nicht ganz falsche Umschreibung burschenschaftlicher Tätigkeit. Was die Gesamtgesellschaft von ihr lernen könnte, ist Respekt vor dem Eigensinn junger Menschen, der etwas Besseres verdient hat, als betriebswirtschaftlich begründigt zu werden. Wer nicht über die Stränge schlagen darf, wird auch nie erfahren, wozu Stränge gut sind – und warum Freiheit unentbehrlich ist.

Zum Schluß – muß ich noch einmal mein Steckenpferd reiten, weil es großer Sprünge fähig ist: die List der Vernunft. Die Geschichte der Verbindungen ist ein Lehrstück der Widersprüche: furchtbarer – und fruchtbarer. Bei nüchternem Licht – dem Licht der Aufklärung – betrachtet, war, vom „Patrioten“ bis zur „Nation“ war nichts von dem, was sie sich aus sich selber machten, ursprünglich rein deutsch; am wenigsten die Prinzipien von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die sie auf ihre eigene zu Schwarz-rot-gold umgefärbte Trikolore geschrieben hatten. Schon eher deutsch-exklusiv – und schon darum fragwürdig – war dann die Reduktion eines politischen Programms auf einen überwiegend geselligen Rahmen; deutsch war auch der tiefe – manchmal wohl auch ein wenig: tierische Ernst, mit dem dieser Rahmen als Ernstfall zelebriert wurde: nicht weniger deutsch aber auch der Unterton der Traurigkeit, mit der die verlorene Utopie im gemeinsamen Lied verschmerzt wurde: *O quae mutatio rerum.*

Und doch versteckte sich im politischen – oder auch: apolitischen –, jedenfalls freundschaftlich geteilten Katzenjammer wieder ein Stück Menschenweisheit. Die Verbindungen mußten am eigenen Leib erfahren, daß sich wahre Geselligkeit mit nationaler oder gar rassistisch und sexistischer Ausgrenzung nicht verträgt; daß sich das Verbindliche einer Verbindung nicht auf den eigenen Kreis beschränken darf. Damit wird den Verbindungen auch der Weg nach Europa gewiesen – zur Einsicht, und zur Erfahrung, daß man ohne Respekt vor der andern Identität auch der eigenen nie sicher sein wird – oder ihre Offenheit gelassen, am Ende gar: heiter betrachten kann. .

Daß ich vor Ihnen reden durfte, ist ein kleines Beispiel dafür dieser zivilen Kultur. Sie haben einem Menschen, dessen Stärke, von Charakter und Berufs wegen, nie die Verbindung mit anderen war, einen gastlichen Empfang bereitet und Gelegenheit zur Korrektur gegeben, ohne sie zu verlangen. Dafür danke ich Ihnen jetzt gern in einer europäischen Sprache, die, dank Ihnen, alles andere als tot ist und auch eine Sprache von *dieser* Welt bleiben durfte: *Gaudeamus igitur!* Ich erhebe mein Glas, am Fuß der alten Wartburg, auf die fortgesetzte Jugend der Burschenschaften, und das Glück voller Gegenwart, das wir mit den anwesenden Damen feiern: *in multos annos, Vivant, crescant, floreant!*

Biographische Angaben: Geboren am 13. Mai 1934 in Zürich. Studium der Germanistik, Anglistik und Psychologie in Zürich und Cambridge/England, 1959 bei Emil Staiger in Zürich promoviert zum Dr. phil. 1962-69 Lehrtätigkeit an Universitäten in Tokyo (ICU), Göttingen, Ithaca N.Y. (Cornell University) und Genf. Nach 1970 Professor für deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich. 1997 Gründungsleiter des Collegium Helveticum (interdisziplinäres Graduiertenkolleg) in der Semper-Sternwarte Zürich. 1999 emeritiert. 2003-2006 Präsident der Akademie der Künste Berlin.

Politische Tätigkeit in Eidgenössischen Kommissionen, 1975 Kandidat der Zürcher SP für den Ständerat, Tätigkeit an Rundfunk und Fernsehen (Baden-Badener Disput SWF 1999-2003), Poetik-Dozentenuren, Writer in Residence L.A. 1985.

Mitgliedschaft in den Akademien von Berlin, Darmstadt, Mainz, Hamburg und München.

Literarische und essayistische Publikationen (Auswahl):

1965: „Im Sommer des Hasen“ (Roman) 1972 „Liebesgeschichten“ (Erzählungen), 1974 „Albissers Grund“ (Roman), 1977: Gottfried Keller (Monographie), 1981: „Literatur als Therapie“, Frankf. Poetik-Vorlesung, 1993: „Der Rote Ritter: Eine Geschichte von Parzival“ (Roman), 2002 „Sutters Glück“, Roman. 2004: Eikan, du bist spät (Roman) 2005: Was ist europäisch? (Reden)

Preise (u.a.): Hermann Hesse-Preis 1974, Zürcher Literatur-Preis 1984, Ricarda Huch-Preis 1993, Georg Büchner-Preis 1994, Int. Vilenica-Literaturpreis 1995, Premio Antico Fattore 1995, Grimmelshausen-Preis 2001

Übersetzungen ins Französische, Englische, Spanische, Italienische und 11 weitere Sprachen

© Adolf Muschg (Abdruck und Verwertung ohne Genehmigung nicht zulässig)

Das Werden und Wirken der Deutschen Wehrschaft

Von Steven M. Förster (Thessalia Prag zu Bayreuth)

Gliederung:

1. Forschungsstand und Quellenlage
2. Die Vorgeschichte der Deutschen Wehrschaft
3. Die Phase der Orientierung und Stabilisierung (1919-1924)
4. Die Deutsche Wehrschaft am Scheideweg (1925-1928)
5. Die Deutsche Wehrschaft auf dem Weg in den Untergang (1929-1932)
6. Die Deutsche Wehrschaft vernichtet sich selbst (1933-1935)

Thesen:

- A) (Zeitraum 1919-1924)
Die Deutsche Wehrschaft konnte sich aus einer anfänglich marginalen und isolierten Position heraus zwischen 1921 und 1922 äußerlich emanzipieren, obschon sie ihren waffenstudentischen Stellenwert eher durch blind anmutenden Aktionismus als durch langfristige Strategien bestimmte.
- B) (Zeitraum 1925-1928)
Der Deutsche Wehrschaft gelang es in diesem entscheidenden Zeitraum nicht, den eigenen Idealen treu zu bleiben (Trennung Partei- von Staatspolitik). Trotz Becker-Krise (1927) verkannte die DW die Möglichkeit, der gemeinsamen Front der deutschen Waffenstudenten beizutreten und eröffnete durch die Freimaurerfrage eine vernichtende zweite Front im inneren des Dachverbandes.
- C) (Zeitraum 1929-1932)
Durch den katastrophalen Aderlass der DW (Lösung der Freimaurerfrage 1929) verengten sich die äußeren Möglichkeiten des Dachverbandes derart, dass eine konstruktive Zusammenarbeit mit dem NSDStB die einzige Perspektive darstellte. Eine Kurskorrektur erschien (spätestens) nach der Ehrenführerschaft Adolf Hitlers nicht mehr möglich, wodurch die Deutsche Wehrschaft ihre völkische Eigenheit verspielte und eher als nationalsozialistischer Erfüllungsgehilfe angesehen werden konnte.
- D) (Zeitraum 1933-1935)
Die Deutsche Wehrschaft grenzte sich durch ein sich ständig überbietendes nationalsozialistisches Bekenntnis nach und nach von den anderen Verbänden ab und verfiel bis zuletzt dem Irrglauben, damit die eigene Existenz sicherzustellen. Dieser Fehleinschätzung war es geschuldet, dass die DW den Weg der Selbstaflösung als letzten Akt für die Einigung der Deutschen Waffenstudenten verklärte (wenn schon nicht im Diesseits, dann doch wenigstens „geschlossen und mit festem Tritt“ ins Jenseits).

Repräsentative Zitate:

- Okt. 1920: *„Was man auch sagt, uns treibt kein Judenhaß, sondern die brennende heilige Liebe zu unserem Volk und Vaterland.“¹*
- Feb. 1922: *„Deutsch und sozial würde es sein, wenn sich jede Einzelpersonlichkeit innerhalb einer Vermögenshöchstgrenze frei entfalten kann, jedes Mehr aber restlos dem Wohl der Volksgemeinschaft dienstbar machen müsste, teils nach Neigung, teils dem öffentlichen Bedürfnis entsprechend.“²*
- Aug. 1924: *„Wer ist der Träger des Geistes, der uns in die irre führt? Wir antworten auf diese Frage mit großem Ernst, aber ohne Haß: Der Jude!“³*
- Jan. 1926: *„Was andere sagen, sollte uns wenig kümmern. Das eigene Ich muss dabei zurückgestellt und persönlicher Erfolg ausgeschaltet werden. Wir wollen es betonen, daß die DW niemals daran gedacht hat, einer Partei oder einer Volksschicht zu dienen.“⁴*
- Jan. 1928: *„Nehmt am öffentlichen Leben des Reichs, der Länder, der Gemeinden tatkräftig teil! Das Parteiwesen ist gewiß nicht ideal, aber solange es Parteien gibt, heißt es auch sich am Parteileben zu beteiligen und für die Parteien einzutreten, die den deutschen Gedanken am meisten pflegen.“⁵*
- Aug. 1929: *„Aber dies [die Parteipolitik] darf uns nicht daran hindern, als Wehrschafter gegebenenfalls mit anderen – auch politischen Parteien – ein gutes Stück Weges zu marschieren, die gleiche Ziele und gleiche Gedanken haben wie wir.“⁶*
- Sept. 1931: *„Die Gesinnung des neuen deutschen Menschen wird nationalsozialistisch sein. [...] Denn nationalistisch sein bedeutet leidenschaftlich, ja fanatisch national zu sein. Dieser Nationalismus ist keine Sache, die jemand am Schreibtisch ausgedacht hat. [...] Der Deutsche Sozialismus bedeutet ein gerechtes Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, der Kapitalismus ein ungerechtes. Dieser Sozialismus bedeutet Gerechtigkeit.“⁷*
- Aug. 1932: *„Waffenstudent und Nationalsozialist sind für uns keine Gegensätze, die einander ausschließen, sondern 2 Begriffe, die sich zu einer herrlichen Synthese vereinigen lassen, ich möchte fast sagen, die sich gegenseitig bedingen.“⁸*
- April 1934: *„Die gesamte waffenstudentische Daseins- und Betätigungsberechtigung [muss] lediglich vom Standpunkt des Nationalsozialismus aus betrachtet werden.“⁹*

¹ Mitteilungen der Wehrschaft Hohenheimia, 1920, Herbstausgabe, S. 107.

² Gebbers, H.: Es lebe, wer sich tapfer hält; DW, Feb. 1922, S. 14.

³ Hermann, Erich: Das nordische Blut Teil IV; DW, Aug. 1924, S. 47.

⁴ Adamheit, Theodor: Der außerordentliche Vertretertag der Deutschen Wehrschaft; DW, Jan. 1926, S. 3.

⁵ Quentin, Max: Was will die deutsche Wehrschaft; DW, Jan. 1928, S. 2.

⁶ Glatzer, H. J.: Die Flammenzeichen rauchen; DW, Aug. 1929, S. 61.

⁷ Vieth, Karl Hermann: Die deutsche Revolution; DW, Sept. / Okt. 1931, S. 65.

⁸ Tessnow-Doerr, H.: 25 Semester Rheno-Borussia; DW, Aug. / Sept. 1932, S. 39.

⁹ n.b.: Vom Waffenstudententag; KDW, April / Mai 1934, S. 147.

- ¹ Mitteilungen der Wehrschaft Hohenheimia, 1920, Herbstausgabe, S. 107.
¹ Gebbers, H.: Es lebe, wer sich tapfer hält; DW, Feb. 1922, S. 14.
¹ Hermann, Erich: Das nordische Blut Teil IV; DW, Aug. 1924, S. 47.
¹ Adamheit, Theodor: Der außerordentliche Vertretertag der Deutschen Wehrschaft; DW, Jan. 1926, S. 3.
¹ Quentin, Max: Was will die deutsche Wehrschaft; DW, Jan. 1928, S. 2.
¹ Glatzer, H. J.: Die Flammenzeichen rauchen; DW, Aug. 1929, S. 61.
¹ Vieth, Karl Hermann: Die deutsche Revolution; DW, Sept. / Okt. 1931, S. 65.
¹ Tessnow-Doerr, H.: 25 Semester Rheno-Borussia; DW, Aug. / Sept. 1932, S. 39.
¹ n.b.: Vom Waffenstudententag; KDW, April / Mai 1934, S. 147.

Der Autor Steven M. Förster konnte aufgrund seiner bevorstehenden Examensprüfung sein Manuskript nicht ausformulieren und stellte der Schriftleitung der Burschenschaftlichen Blätter für dieses Addendum seine Textskizze zur Verfügung, die bei seinem Vortrag vor der *Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e.V.* im Rahmen des Burschentages 2006 am 10. Juni 2006 als Grundlage diente.

© Deutsche Burschenschaft (Abdruck und Verwertung ohne Genehmigung nicht zulässig)